

Unterhaltung

Meister Peschke

Ein Uhrmacher-Roman von Guido Leitgeb

(Fortsetzung zu Seite 462)

Wie groß war ihre Verwunderung, als sie die Tür verschlossen fand und vergeblich Einlaß erheischte. Die Zimmer lagen im Dunkeln, und nichts rührte sich im Hause. Im Stalle meckerte nur die Ziege, und das Schwein war unruhig, da es Futterzeit war. Eilig schritt sie um das Haus herum, wunderte sich dort, die Gartenpforte und die Hintertür offen zu finden, betrat den Hausflur und steckte in der Küche ein Licht an, da sie vermutete, Werner habe sich auf dem Sofa zu einem Dämmerstündchen niedergelassen und sei darüber eingeknickt. Mit dem Stearinlichte in der Hand betrat sie das Wohnzimmer und sah sich darin um, fand aber die Werkstatt leer und die Tür nur angelehnt.

Da bekam sie es mit der Angst zu tun, denn es wurde ihr auf einmal unheimlich, so eine Totenstille anzutreffen. Als sie in den Hausflur trat, fand sie die Tür zur guten Stube weit offen und trat hinein. Deutlich vernahm sie dumpfes Stöhnen, ging dem Tone nach und entdeckte ihren Mann an Händen und Füßen gebunden und mit einem Taschentuche geknebelt auf dem Boden des Alkovens. Mit einem Aufschrei stürzte sie an ihn nieder und befreite ihn zunächst von dem Knebel. Vor Erschöpfung vermochte Meister Peschke kein Wort zu sprechen. Da sie die Stricke nicht lösen konnte, so rannte sie in die Küche und kehrte bald mit einem Messer zurück, durchschnitt die Fesseln und half ihrem Manne auf die Beine. Er vermochte sich aber nur bis an das Bett zu schleppen, sank wie zerschlagen darauf nieder und konnte nur die Worte lallen: „Räuber! Gendarm holen!“ schloß sofort wieder die Augen und war allen Anreden gegenüber teilnahmslos.

Da kam der armen alten Frau plötzlich zu vollem Bewußtsein, wie unglücklich sie eigentlich seien, nicht einmal einen Menschen im Hause zu haben, der jetzt hätte helfen können. Sie flößte ihrem Manne schnell noch einen Schluck Wein ein, steckte in der guten Stube und im Wohnzimmer das Licht an, nahm das Umschlag Tuch um die Schultern, um sich auf den Weg zur Gendarmeriestation zu machen, die hinter dem Kirchplatze unweit der Schule lag.

Als sie die Tür hinter sich abschloß, gewahrte sie, daß der Wagen vom Wendlerhofe bereits an den Stufen hielt. Da stieg sie schnell hinab und rief dem Kutscher zu: „August, fahr, was das Zeug hält, zum Gendarmen! Wir sind von Räubern überfallen worden!“

Der Kutscher glaubte erst, die alte Frau sei nicht mehr ganz bei einander. Aber als der junge Krause, der in der Nähe stand und Frau Peschkes Worte gehört hatte, den Kutscher anbrüllte: „Und da haltet ihr noch Maulaffen feil? Los, wie der Teufel!“, da riß der Kutscher die Gäule herum und jagte wie der Sturmwind durch das Dorf.

Krause, ein Bursche von etwa zwanzig Jahren, wandte sich jetzt der Meisterin zu: „Was ist denn eigentlich oben los? Räuber, sagt Ihr? Wann ist denn das passiert?“ „Ich weiß es selbst nicht!“ jammerte sie und weinte: „Ich fürchte mich ja so!“

„Keine Angst, Frau Nachbarin! Die kommen nicht mehr wieder!“ „Wer kann denn so etwas wissen? Womöglich machen sie uns in der Nacht noch kalt!“

„Aber nicht doch! Wo denkt Ihr denn hin, Frau Meisterin! Wer sollte denn in dieser Gegend so gottlos handeln?“ Wieder jammerte sie: „Ich fürchte mich ja so, da mein Mann nicht mehr sprechen kann.“

„So? Nicht mehr sprechen?“ fragte er verwundert zurück und schritt nun an der Seite der Frau die Stufen hinan, betrat mit ihr das Haus und folgte ihr auch in den Alkoven, wo der Meister mit geschlossenen Lidern lag und schwer nach Atem rang.

Als Meister Peschke nach einiger Zeit mit den Augen blinzelte, trat Martha an das Lager heran und fragte: „Wünschst du etwas, Werner?“ — Mit Anstrengung lallte er: „Ist der Gendarm da?“ — „Noch nicht, Werner; er muß aber jede Minute kommen.“ Darüber verging aber noch fast eine halbe Stunde, so daß auch der junge Krause unruhig wurde und nach einem Vorwande suchte, nach Hause zu gehen, weil der Vater nach Glogau gefahren und die Mutter allein im Hause war. Noch bevor er der Frau seine Bedenken geäußert hatte, erschien Gendarmeriewachtmeister Fröbel, in hellgrauem, ärmellosen Umhängemantel mit grünem Kragen, Helm und klirrenden Sporen. Als er eintrat, legte er die Rechte leicht an den Rand des Helmes, wobei er den Mantel auseinanderschlug, so daß darunter die grüne Uniform mit dem langen Säbel und der Revolvertasche sichtbar wurde.

„Nun, was ist hier vorgefallen?“ fragte er sofort. Und als er den Meister unbeweglich liegen sah: „Ist dem Meister Peschke ein Schaden zugefügt worden?“ Dabei trat er näher an das Bett heran und warf einen Blick auf den Liegenden.

Der Meister öffnete die Augen und fragte wiederum: „Ist das der Herr Wachtmeister?“ Mit vernehmbarer Stimme entgegnete dieser: „Jawohl, Meister Peschke! Sie haben mich rufen lassen. Darf ich den Grund erfahren?“

Mühsam versuchte sich Werner aufzurichten, und als es ihm mit Unterstützung seiner Frau endlich gelang, warf er einen prüfenden Blick auf die Umgebung. Dabei fiel ihm der junge Krause auf. Aufmerksam auf jenen gemacht, fragte der Gendarm: „Was schaffen Sie hier, Herr Krause junior? Können Sie mir wichtige Angaben machen?“

Da fiel ihm die Frau aufgeregt in das Wort und sagte: „Ich habe drüben kurz zuvor telephoniert.“

„Soo? Sie haben telephoniert? Und in der Zwischenzeit passierte hier etwas mit Ihrem Manne?“ Danach strich er sich selbstbewußt seinen langen, dunklen Schnurrbart, zog sein großes schwarzes Notizbuch aus der Rocktasche und sagte im Dienstone zu Krause: „Treten Sie, bitte, vor die Haustür hinaus. Ich werde Sie nachher vernehmen.“ — „Jawohl, Herr Wachtmeister“, entgegnete Krause und verschwand durch die Tür.

Jetzt wandte sich Fröbel dem Meister zu: „Also, was ist nun hier vorgefallen?“ Lange bemühte sich der Meister um ein Wort, und endlich brachte er mit schwerer Zunge hervor: „Zwei Banditen — überfallen! Ausge—raubt!“ (Fortsetzung folgt)

Erinnerungen aus meiner Gehilfenzeit

Der Kampf um den Hausschlüssel

Jugend hat keine Tugend! Das hat auch zur Genüge mein Chef in B. erfahren müssen. B. war ein Dorf, das sich auf Grund seiner reichen Kohlenschätze und des Abbaues von Kohle durch mehrere bedeutende Zechen zum großen Vorteile seiner Einwohnerschaft gut entwickelt hatte. Schankstätten sowie alle übrigen Gewerbebezweige florierten, so daß die Inhaber der Betriebe es bald alle zu Wohlstand brachten. Ein Aufschwung, wie er selten erlebt wird. Während noch vor kurzem Petroleumlampen die einzige Beleuchtungsart war, wurden jetzt elektrisches Licht und Gas angelegt. Moderne Bauten entstanden, und viele Arbeiter wurden von auswärts herangezogen; sie verdienten gut und gaben viel Geld aus.

Mein Meister hatte auch die Gelegenheit wahrgenommen und seinen Betrieb entsprechend eingestellt. Außer Uhren, Gold-, Silber- und Schmucksachen wurden Alfenidwaren, Geschenk-, Sport- und Vereinsartikel, Nähmaschinen und Fahrräder geführt. Elektrische Leitungen wurden installiert, und ständig wurden vier Gehilfen beschäftigt. Ganze Zimmer voll Lagerware gab es da, aufgeschichtet voll! Das Haus war modern gebaut, kurz es war ein Musterbetrieb.

So fand ich das Geschäft vor, als ich im Jahre 1897 dort in Stellung kam. Mit mir traten gleichzeitig noch drei Kollegen ein. „Vier Uhrmachergehilfen sofort gesucht“, so lautete das Inserat in der Deutschen Uhrmacher-Zeitung. Ich hatte mich gemeldet und wurde, gerade aus der Lehre gekommen, sofort angenommen. Im Omnibus (die Eisenbahnverbindung war sehr schlecht), der von einer benachbarten Großstadt zwei bis vier Stunden Fahrzeit benötigte, je nach den „Restaurationspausen“ (an allen Wirtschaften wurde Halt gemacht), und zweimal täglich verkehrte, traf ich bereits einen jungen Mann an, dem ich auf den Kopf zusagte, er sei auch einer der nach B. engagierten Uhrmachergehilfen. Lachend bestätigte er meine Vermutung, und die in diesem Augenblick geschlossene Freundschaft hat gut gehalten; kein Wortwechsel hat unser Zusammensein je getrübt. Den Omnibus zu beschreiben, lohnt sich; es war ein alter Pferdebahnwagen mit Vorder- und Hinterplattform und bot höchstens zwanzig Personen Fahrgelegenheit. Die Bespannung bestand aus zwei bis drei Mauleseln, je nach der Frequenz und den Witterungsverhältnissen. Morgens 8 Uhr und abends 9 Uhr ging die Fahrt ab Großstadt; in der Zwischenzeit erfolgte die Rückfahrt. Der Abendwagen kam oft erst um 1 Uhr nachts an Ort und Stelle an; besonders Sonntags dauerte die Fahrt, die nur zwei Stunden Fußweg betrug, bis zu fünf Stunden. Wenn es bergan ging, mußte geschoben werden. Bergab ging's besser, da hatte man auf jedem Knie eine Dame sitzen.

Wir kamen am Eintrittstage gegen 11 Uhr vormittags im Geschäft an und wurden in die schöne Werkstatt und auf unsere sauberen Zimmer gewiesen. Sauberkeit, Ordnung — nichts blieb zu wünschen übrig. Für je zwei Gehilfen war ein schönes großes Schlafzimmer wie im Hotel eingerichtet. Mein Kollege und ich bezogen das größte, die beiden anderen Kollegen, die nachmittags eintrafen, das andere Zimmer. Bis zum Abend verging die Zeit mit dem Einrichten unserer Plätze.

Zum Abendessen war in dem schönen Eßzimmer für uns vier Gehilfen gedeckt. Wir ließen uns das warme Abendessen gut munden, und dann wollten wir uns gemeinsam das Dorf ansehen, vielleicht auch einen Schoppen Bier trinken. Aber da trat uns der Chef in den Weg und sagte: „Meine Herren, bei mir wird um 10 Uhr das Haus geschlossen; richten Sie sich, bitte, so ein, daß Sie um diese Zeit zu Hause sind. Einen Hausschlüssel gebe ich nicht.“ Allgemeines Staunen! Nun ja, dachte ich, eine gute Zucht